**Zeitschrift:** Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

**Band:** 25 (1935)

**Heft:** 35

**Artikel:** Vorhang runter! [Fortsetzung]

**Autor:** Stefani, Ole

**DOI:** https://doi.org/10.5169/seals-646591

**Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

**Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

**Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF:** 31.07.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch**

Copyright by Knorr & Hirth G. m. b. H., München.

„Ihr habt es ja außerordentlich eilig, mich fortzuhaben!" brummte er sehr verletzt, als er im Korridor stand und seinen Hut vom Regal nahm.

„Nein ... ja ...", sagte Loni erschrocken. „Ich will nicht, daß Sie denken —. Ich bin ja so froh, trotz allem! Sie dürfen mich nicht mißverstehen — nur jetzt gerade ... ich erzähle es Ihnen später!"

Er sah in ihr errötendes Gesicht. Ihre Augen glänzten. „Ach —", sagte er und putzte übertrieben langsam an der Hutkrempe. „Sie erwarten wohl jemanden?"

„Ich — ja, ich erwarte jemanden!"

Er sah nicht, wie hinter seinem Rücken Froggy ihren amüsierten Blick erwiderte.

„So — na ja ...", sagte er etwas steif. „Dann — will ich Sie nicht länger aufhalten, gnädiges Fräulein!"

„Leben Sie wohl, Peter!" sagte sie und drückte fest seine Hand. Er machte sich los und ging sehr eilig die Treppe hinunter.

Sein Kragen kratzte ihn, der Hutrand kitzelte seine Stirn und der Brillensteg drückte auf seinen Nasensattel. „Lieber Himmel!" seufzte er. „Warum bin ich bloß so schlecht gelaunt?"

25.

Er pfiff auf der Straße laut vor sich hin. Aber seine Laune besserte sich nicht. Er blieb vor allen Litfaßsäulen stehen, um ein lustiges Stück für heute abend zu finden — oder einen netten Film. Aber es schien alles großer Blödsinn zu sein, was die Theater spielten. Am Bahnhof Halensee aß er Mittag. Es schmeckte sehr schlecht. Er saß in einem Vorgärtchen, Kies zu seinen Füßen, ein leidlich sauberes Tischtuch vor sich und einen hellen blauen Himmel über sich. Aber er hustete fortwährend, denn die Oel- und Benzindünste der vorüberrasenden Autos und der Rauch der Güterzüge unten von den Bahngleisen her kitzelten ihn in der Kehle.

„Zahlen!" rief er wütend und dachte: Frühling in Berlin! — Ich werde schlafen gehen!

Er fuhr den Kurfürstendamm hinauf, am Zoo vorbei, in sein Hotel.

„Mein Vetter schon da?" fragte er den Portier.

Der verneinte. Peter ging trübselig auf sein Zimmer und kleidete sich aus, weil er sich ins Bett legen wollte. Aber als er soweit war, verfiel er in Gedanken, stand vor dem Bett und starrte die Kissen an. Und als er nach vielen Minuten aus seinen Gedanken erwachte, bemerkte er, daß er sich inzwischen sacht wieder angekleidet hatte.

Er schüttelte den Kopf. „Altersschwachsinn!" sagte er höflich in den Spiegel. Er setzte sich vor seinen Schreibtisch und schlug ein botanisches Werk auf, das er sich mitgebracht hatte. —

Unwillig klappte Peter das Buch zu; er konnte heute nichts Rechtes anfangen.

Er lief im Zimmer herum und seufzte. „Ich war mir doch sonst immer ganz sympathisch!" dachte er. Nach einer Weile rief er gereizt den Portier an: warum man den Paternoster-Aufzug am Ende des Ganges nicht geschmiert habe. Er quietsche immer, wenn er an eine bestimmte Stelle käme.

Er hängte ab, ging aber nicht von der Stelle und tippte mit dem Zeigefinger nachdenklich auf den Telephonkasten.

Dann sagte er männlich: „Nein! — Ich tu's nicht!"

Um halb vier Uhr saß er unten in der Halle vor einer Tasse Kaffe und putzte seine Brille. Um dreiviertel aber stand er in der Telephonkabine und sah verdutzt auf den Hörer, den er in der Hand hielt.

„Wieso?" sagte er zu sich selber. „Was will ich denn? Wie komme ich denn hier herein? — Aber da ich schon mal drin bin —", und er rief Loni an — endlich.

Aber sie war nicht zu Hause.

„Zum Chef gegangen — ins Bureau. Zu Dr. Schmitters!" sagte Froggy

„So — so!" sagte Peter. „Zum nettesten Mann der Welt?" Er hing geistesabwesend den Hörer an und ging zu seinem kalt gewordenen Kaffee zurück.

Nach einer Viertelstunde rief er wieder an. Sie war immer noch nicht zu Hause. Und da er wieder ‚schon mal drin' war — so sah er im Buch unter ‚Morfeld und Schmitters' nach und rief im Bureau an.

„Kann ich Herrn Dr. Schmitters sprechen?"

„Am Apparat!" sagte eine junge, angenehme Stimme.

„Verzeihung — mein Name ist Kling. Ich wollte mich erkundigen, ob Fräulein Erlacher noch bei Ihnen ist!"

„Wer — Loni?" fragte die Stimme.

„Wie?" stotterte Peter. „Ja — Fräulein Erlacher!"

„Tut mir leid — Fräulein Loni ist eben fortgegangen!" sagte die weiche Stimme.

Es war auf einmal furchtbar heiß in der Telephonzelle.

„... Wo sie hin ist — wissen Sie nicht?"

„Ich denke, zum Friseur. — Noch was?"

„Nee — danke, Herr Doktor Schmitters!"

Diesmal warf Peter den Hörer in die Gabel, daß es krachte. ‚Loni ...', dachte er spöttisch. ‚Fräulein Loni — hat der Mann gesagt. Unangenehme Stimme — so glatt und blasiert! — Muß ein ekelhafter Kerl sein!'

Er hielt es eine volle Stunde unten aus, dann ging er auf sein Zimmer, weil er sich — aus irgendeinem Grunde genierte, weiter in der Halle zu telephonieren, und rief von seinem Zimmer aus die Erlacher-Villa an. Das Mädchen meldete sich.

„Nein — wohl noch beim Friseur, Herr Doktor!"

„Ja — um Gottes willen — was macht sie denn da?" fragte Peter entsetzt. „Sie kann doch nicht den ganzen Tag beim Friseur sitzen!"

„O Herr Doktor!" sagte das Mädchen höflich. „Die moderne Haarpflege —". Aber sie kam nicht weiter, denn Peter fragte:

„Wann glauben Sie denn, daß ich sie endlich sprechen kann?"

„Ja — wenn Herr Doktor morgen früh anrufen will —?"

„Morgen früh?" sagte Peter erstaunt. „O nein, meine Liebe — kommt gar nicht in Frage! — Ich habe die Absicht, heute abend mit dem gnädigen Fräulein auszugehen!"

„Das gnädige Fräulein wird sehr bedauern!" flötete das Mädchen. „Aber das gnädige Fräulein hat heute bereits eine Einladung zum Souper!"

Pause. —

„So?" sagte Peter.

„Ja!" sagte das Mädchen. —

Peter warf sich in einen Lehnstuhl und studierte seine Stiefelspitzen. Dann zog er sich für den Abend um und machte ungeheuer sorgfältig Toilette.

Seine Stimmung war sehr, sehr schlecht.

Er ging in ein Kino. Es war gräßlich.

Auf der Leinwand bewegte sich Bob Lierckens — ein schöner, nicht mehr junger, doch überaus scharmanter Liebling des Publikums. „Mein Gott —", sagte er dämonisch durch die Nase. „Eigentlich liebe ich dich ja gar nicht!" Worauf er seine Partnerin wild in seine Arme zog.

„Nicht auszuhalten!" sagte Peter.

„Ruhe!" machten die Nachbarn.

Er stand auf und zwängte sich hinaus. „Gute Nacht!" sagte er laut und höflich.

Aber sie grüßten nicht wieder. Nur Bob Lierckens schalt nasal hinter ihm her.

Peter atmete auf, als er auf der Straße stand. Eine vorübergehende Dame mit sehr hellblonden Haaren brachte ihn auf einen Einfall. Er fuhr rasch zum Bahnhof Zoo — der Blumenladen dort war noch auf — und kaufte einen großen Strauß Rosen. Damit ging er die Hardenbergstraße hinunter bis zum Steinplatz, zur Pension Hörmann.

„Ich wollte mich nach dem Befinden von Miß Joyce erkundigen!" sagte er höflich zum Portier. „Sie hatte gestern, wie ich höre, einen Unfall!"

„Nicht daß ich wüßte!" sagte der Mann erstaunt. „Aber —"

„Hier ist meine Karte."

„Ich bitte vielmals um Verzeihung, es tut mir sehr leid — aber Miß Joyce ist nicht zu Hause!"

Peter gringste vor Verzweiflung über das ganze Gesicht.

„Der Vater von Miß Joyce ist angekommen — und Miß Joyce ist mit ihm ins Adlon gegangen!" erklärte der Portier.

„Na ja —", sagte Peter. „Es ist wirklich ein hübscher Tag heute."

„Ich weiß nicht — vielleicht regnet's noch!" meinte der Portier bedenklich.

„Wenn schon!" sagte Peter nervös. Gedankenlos nahm er die Blumen wieder mit. Er entdeckte es erst, als er mitten auf der Straße stand, und ärgerte sich. Jetzt konnte er sie schleppen.

Ein dickes altes Weib kam vorbei, auf einen Stock gestützt.

„Bitte, gnädige Frau!" sagte Peter und drückte ihr den Strauß in den Arm.

Fassungslos starrte sie ihm nach.

Gleich darauf fiel ihm noch eine andere Verwendungsmöglichkeit für die Rosen ein. Aber nach einiger Ueberlegung sah er davon ab, sie der alten Frau wieder wegzunehmen. Er rief ein Taxi und sagte sehr kühl: „Ins Adlon!"

Er fuhr durch das abendliche Getümmel des Berliner Westens. Sonst liebte er den Stadtteil um diese Stunde: das lebhafte künstliche Licht unter der letzten Helligkeit des wolkenlosen Sommerhimmels, den geschäftigen und sanften Lärm, die heitere Selbstverständlichkeit, mit der sich die Menschenzüge in den breiten Straßen arrangierten, weil die Großstadt auf ihre Weise Feierabend machte.

Heute interessierte ihn das alles nicht. Er war erfüllt von Ueberlegungen, was er anfangen sollte, wenn er — woran er nicht zweifle — Daisy Joyce im Adlon verfehlen würde.

Als er den Grillroom betrat, traute er seinen Blicken nicht. Denn das erste, worauf sie fielen, war Daisy Joyce.

Daisy Joyce in einer blendend schönen Abendtoilette, Diamanten an den Fingern und Perlen über dem Dekolleté. Ein kleines interessantes Pflaster, das einige Zentimeter der zarten Haut ihrer linken Schulter bedeckte, erhöhte ihren Reiz.

Sie saß zwischen zwei älteren, sehr eleganten Herren. Kam es Peter nur so vor — oder flitzten wirklich sämtliche Kellner des Lokals im Kreisbogen herum, deren Zentrum der Tisch von Daisy Joyce war?

Ihre Augenbrauen hoben sich überrascht, als sie ihn gewahrte. Er grüßte und sie winkte ihm lebhaft zu. Er trat näher.

„Wollen Sie sich nicht zu uns setzen, Herr Doktor?" Sie lachte ihn strahlend an. „Oder sind Sie in Gesellschaft?"

„Eigentlich nicht!" stotterte Peter. „Wissen Sie, daß ich geradewegs aus Ihrer Pension komme? ... Ich wollte mich nach den Folgen Ihres — kleinen Unfalls erkundigen." Er blickte auf ihre Schulter.

Sie sah ihn erstaunt an, dann schüttelte sie sich vor Lachen. „Aber ich bitte Sie — das hat doch gar keine Bedeutung ... Mein Trainer hat nun mal so ein hartes Service — und ich bin direkt in den Ball hineingerannt!" Sie blinzelte ihn amüsiert und schelmisch an. „Vater — darf ich dich mit Herrn Dr. Kling bekanntmachen?"

Ein rotwangiger, steifer, breiter Herr mit weißen Haaren und einer dicken Brille erhob sich, sah über Peter weg, sagte: „Freut mich!" und plumpste wieder in seinen Sessel.

„Herr Dr. Kling ist Botaniker, Señor Cordago!"

„Oh, Botanik —", sagte Señor Cordago, ein sehr würdiger Herr mit Locken zwischen Rot und Grau — und Peter verstand auf einmal die Beflissenheit der Kellner. Denn Tio Cordago, dessen Gesicht in diesen Tagen jeden Leser der illustrierten Blätter anlächelte, war der große brasilianische Exporteur. Mindestens die Hälfte aller Kaffeesäcke, die in die Welt geschickt wurden, waren „T. C." gezeichnet — und das hieß: Tio Cordago.

Peter setzte sich — einigermaßen benommen. Wieder mal flitzten die Kellner.

Der Kaffeemann war reizend, der alte Joyce mürrisch und würdevoll und Daisy amüsierte sich himmlisch über Peters Miene zwischen Lachen und Befangenheit. Das Mädchen war hinreißend. Cordago sagte ihr viele kleine amüsante altbewährte Komplimente. Vater Joyce trank ein Glas Sekt nach dem anderen, er wurde immer röter, er hatte ersichtlich nichts dagegen, daß der große Brasilianer sich Hals über Kopf in seine Tochter verliebte.

„Seit wann sind Sie hier, Mr. Joyce?" fragte Peter, im Bestreben, eine Unterhaltung anzuknüpfen.

„Seit heute!" sagte Mr. Joyce, wandte den Kopf ab — und damit war die Konversation von seiner Seite wieder zu Ende.

„Vorgestern kam er mit der ‚Bremen' an!" übernahm Daisy die Erklärung. „Trink nicht so viel, Daddy!"

Cordago behandelte den alten Herrn mit Respekt. Daisy sah immer herrlicher aus — der rotgraue Kaffeemann brannte in hellen Flammen. Er sprach immer schneller — poetisch und unverständlich, aber das paßte Daisy gerade.

Als einmal die Glastür aufging, sah Peter für eine Sekunde draußen im Gang einen schwarzen Chauffeur in einer dunkelgrünen Livree. Er erinnerte sich — wurde nachdenklich und melancholisch.

„Ich habe Miß Joyce während der Ueberfahrt kennen gelernt!" sagte der Kaffeemann auf eine zerstreute Frage

Peters hin und hob höflich sein Glas. „Ihr Wohl, mein Herr!"

„Prosit —!" wollte Peter gerade sagen — aber er blieb stecken, das Glas in der Hand.

Denn die Glastür hatte sich aufgetan und durch ein Spalier von Kellnern, an der Seite eines todschicken Kavaliers, in einem bezaubernden hellblauen Abendkleid, einen kleinen weißen Pelz auf den Schultern — kam Loni Erlacher in den Saal.

„Mein Gott —", flüsterte Peter.

„Wie bitte?" fragte der Brasilianer höflich.

„— Ihr Wohl!" sagte Peter schnell. Aber er schielte über den Rand seines Glases auf die Eintretenden und zwinkerte, denn die Kohlensäure stieg ihm in die Nase.

Und erst als er das Gewisper und das Aufsehen im Saale spürte, erkannte er in dem mondänen Mann an Lonis Seite Bob Lierckens. Den Schauspieler Bob Lierkkens, über den er sich vor zwei Stunden im Kino so geärgert hatte. —

Während Loni heiter mit ihrem Partner plauderte und sie langsam durch den Saal gingen, flogen ihre Blicke über die Gesellschaft an den Tischen. Sie streiften Daisys Tisch und stockten erschreckt, als sie auf Peter trafen. Das junge Mädchen blieb unwillkürlich stehen — und der Filmstar beugte sich besorgt fragend zu ihr hinab. Aber schon hatte sie sich gefaßt, ihre Blicke glitten kühl über Peter weg, der eben zu einer grüßenden Verbeugung angesetzt hatte.

Dabei ging sie kaltblütig auf einen der Tische in Peters unmittelbarer Nachbarschaft zu.

„Hier — nicht wahr?" sagte sie.

„Wie du willst, Loni!" antwortete die dämonisch nasale Stimme des Schauspielers und der tadellose Frack setzte sich mit dem Rücken zu Peter.

„Wirklich ein selten hübscher Tag heute — nicht?" sagte Peter laut und bitter. Der alte Joyce glotzte ihn überrascht an.

Loni strahlte vor Jugend und Schönheit. Sie war in hoher Form — wirklich ganz große Dame. Peter war vollkommen zerschmettert und verzweifelt.

(Fortsetzung folgt.)

# Die Bienen haben's geschafft.

**Eine tragikomische Geschichte aus dem Leben.**
**Erzählt von Grete Schoeppl.**

„Wenn das so weitergeht, Eva", sagte Frau Neumüller zu ihrer Tochter, die bereits 28 Jahre zählte, „wirst du wohl dein Leben lang keinen Gatten bekommen, du siehst ja so blaß und elend aus, als ob du eben erst aus dem Grabe erstanden wärest!"

„Ach, Mamachen", entgegnete Eva mit ihrer Stimme, die nun schon seit Jahren so tränenbang klang, „ich kann eben Walter nicht vergessen!"

Jetzt ward die Mutter ärgerlich. „Ach, du dummes Ding! Erstens ist Walter schon zehn Jahre tot und zweitens haben Vater und ich diese Liebelei mit diesem Fluidibus und haltlosen Menschen nie leiden können! Walter wäre nie die richtige Partie für dich gewesen, er war nicht für die Ehe geschaffen, er hat es dir ja selbst gesagt, er war viel zu leichtsinnig! Er selbst hat dir zugeredet, seinen Freund Ewald von Bergen zu erhören, aber du wolltest ja davon nichts wissen!"

„Weil auch der Tod Walters gar so plötzlich gekommen ist! Vielleicht hätte ich seinen Verlust leichter verschmerzt, Mama, wenn ich mich hätte langsam an den Gedanken gewöhnen können, ihn verlieren zu müssen! Aber eben dieses Plötzliche, das war das Grausamste daran! Man denke, der Stich einer Biene hat ihn ums Leben gebracht, der Stachel war vergiftet, eine Blutvergiftung hat seinem Leben ein so jähes Ende bereitet! Oh, es ist nicht auszudenken grausam!"

Ach, Frau Neumüller konnte sagen, was sie wollte, Eva welkte zusehends dahin, um ihren Walter trauernd, der es doch selbst gesagt hatte, daß er nicht für die Ehe geschaffen sei, nie und nimmer den richtigen Gatten für Eva würde abgeben können. —

Endlich gelang es der besorgten Mutter, ihre Tochter zu bewegen, mit ihr einen Landaufenthalt zu wählen. Frau Neumüller erhoffte Zerstreuung für ihr Kind. Sie und ihr Gatte wünschten insgeheim auf das Sehnlichste, daß Ewald von Bergen, der ihnen der liebste Schwiegersohn gewesen wäre, doch noch ihr Kind heimführen würde, darum wählte Frau Neumüller eine Sommerfrische, in der sich zufällig auch Ewald aufhielt.

Eva aber sah so blaß und eingefallen aus, daß Ewald sie gar nicht einmal erkannte. Sie erschien ja weit älter als sie tatsächlich war und frohe, lebenslustige, gleichaltrige Menschenkinder gingen ihr geradezu aus dem Wege, da sah es mit ihrer Zerstreuung traurig aus. —

Eines Tages, als Eva in einer Wiese lag, schrie sie jählings schmerzerfüllt auf. Zwei Bienen hatten sie in beide Wangen gestochen. Erst später erkannte sie zu ihrem Schrecken, daß sie sich in der Nähe einer Imkerei niedergelassen hatte. Das Unglück war nun schon geschehen und ließ sich durch diese Erkenntnis keineswegs ungeschehen machen.

„Nun weiß ich es ganz genau, Walter holt mich!" stammelte Eva in den Schmerzen, die ihr die beiden Bienenstiche bereiteten. „Du hast gemeint, Mama, ich könnte hier vergessen und zu neuem Leben erstehen, oh, weit gefehlt! Nun werde ich wie Walter sterben, an derselben Todesart, die auch ihn hinweggerafft hat!"

Die zu Tode erschrockene Mutter rief sofort einen Arzt herbei, der zu ihrer Beruhigung agnoszierte, daß die Bienenstiche harmloser Natur wären, eine Vergiftung keineswegs vorhanden sei und die Verletzungen ihren normalen Verlauf nehmen würden. — Im übrigen sorgte er durch wohltuende Mittel, daß die Schmerzen zurückgingen und Eva keinerlei Beschwerden hatte. Mama war beruhigt. Aber als Eva tags darauf in den Spiegel sah, mußte sie zu ihrem Schrecken feststellen, daß sie wie ein Blasengel aussah. Sie wußte nicht, sollte sie lachen oder weinen. Jedenfalls sah sie um zehn Jahre jünger aus.

Und als sie mit ihrem angeschwollenen Gesicht nun die entlegendsten Wege um das Dorf herum zu begehen wagte, um allen Menschen auszuweichen, begegnete ihr Ewald von Bergen und er, der all die Tage her achtlos an ihr vorübergegangen war, begrüßte sie aufs herzlichste mit den Worten:

„Ah, sehe ich recht? Fräulein Eva? Sie sehen geradezu prächtig, wunderbar aus!" Und er wich den ganzen Tag nicht von ihrer Seite.

Eva wußte gar nicht, wie ihr wurde. Sie wollte von den Bienenstichen erzählen, aber dann war ihr die Kehle wieder wie zugeschnürt. Sie wußte eigentlich nicht, warum. In einem seltsamen Gemisch von Tragik und Komik duldete sie Ewalds Gesellschaft und da mußte sie sich gestehen, daß er gar nicht so unsympathisch war, wie ihr ihre Voreingenommenheit gegen ihn immer eingeredet hatte. Sie hatte eben noch nie länger als einige Minuten neben ihm ausgehalten.

Jetzt aber machte sie das Bewußtsein ihres geschwollenen Gesichtes so wehrlos. Aber eben das war das Gute; denn ohne die Bienenstiche hätte weder er eine erneute Annäherung gesucht, noch hätte sie Gelegenheit gehabt, ihn endlich kennen zu lernen, wie er wirklich war.

Die Tage vergingen. Ihre Vorurteile gegen Ewald fielen zusammen wie ein Kartenhaus und ein wundersames Erkennen blühte an ihrer Stelle aus ihr empor: